

August Gottlieb Richter

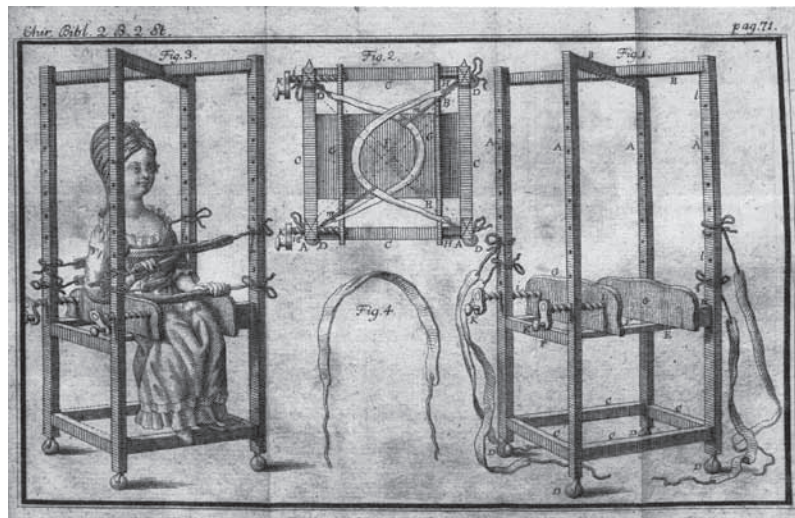
Ein großer Chirurg mit sächsischen Wurzeln

August Gottlieb Richter gilt neben Carl Caspar Siebold als der größte deutsche Chirurg und als einer der bedeutendsten Ärzte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er war ein kühner Operateur und ein glänzender Lehrer, nach dessen Wirkungsstätte Göttingen Studenten in großer Zahl pilgerten. Viele davon wurden selbst berühmte Ärzte. Vor allem aber gelang es Richter, dessen 200sten Todestag wir in diesem Jahr begehen, sich zu einem medizinischen Schriftsteller von europäischem Rang zu entwickeln, denn er besaß neben außergewöhnlichem Fleiß die Fähigkeit, genau und klar, aber auch witzig und humorvoll zu formulieren, wobei er den Kern eines Sachverhaltes mit größter Deutlichkeit darzustellen wusste.

Er wurde am 13. April 1742 in Zöbzig, einer kleinen Stadt im „alten Wettiner Land“ nordöstlich von Halle/Saale geboren, die heute zu Sachsen-Anhalt, damals aber zu Kursachsen gehörte. Wir finden deshalb das Wappen der Burggrafschaft Zöbzig im Dresdener Fürstenzug.

Sein Vater, der Zöbiger Oberpfarrer Georg Gottfried Richter, entstammte einer traditionsreichen sächsischen Pastoren- und Gelehrtenfamilie, deren ältester bekannter Vertreter, Paul Richter, zunächst als Schulmeister in Pirna wirkte und nachdem er im Jahre 1545 von Luther selbst ordiniert worden war, lange Zeit als Pfarrer in Neustadt/Sachsen amtierte.

In der Ahnenreihe Richters finden sich neben Pfarrern auch Schulmeister, von denen einer, der in Stollberg/Sachsen wirkende Urgroßvater in „Zedlers Lexicon“ aus dem Jahre 1732 als „ein geschickter und berühmter Schulmann“ mit höchstem Lob bedacht wurde. Sein Urenkel, der berühmte Chirurg, tat es ihm später in seiner Wirkungsstätte Göttingen gleich, denn er verstand es, „die verwickeltesten Gegenstände zu entwirren, dunkle aufzuklären, lang-



Othopädisches Gerät

© Universitäts- und Landesbibliothek Halle

weilige angenehm zu machen, die Aufmerksamkeit zu erregen und aufrecht zu erhalten“.

Der Großvater, Georg Richter, stieg zum Hauptpfarrer von Schneeberg und zum Superintendenten von Reichenbach und Oschatz auf und war mit Johanna Maria, geb. „Pinkertin“ verheiratet, die ihm neun Kinder schenkte. Bei der zehnten Schwangerschaft starb sie jedoch in den Geburtswehen, wobei das Kind, so heißt es, „unter mütterlichem Herzen verschlossen geblieben“ sei und mit ihr begraben wurde.

Ihr neuntes Kind, der Vater des großen Chirurgen, war zu diesem Zeitpunkt gerade ein Jahr alt. Er studierte später in Leipzig Theologie und amtierte seit 1741 als Oberpfarrer in Zöbzig. Zu seinen Aufgaben gehörte die Aufsicht über die dortige Lateinschule, in der der später so berühmte Sohn ersten Unterricht erhielt. Einer der Brüder des Vaters, der in Göttingen wirkende und in Schneeberg gebürtige bekannte Mediziner Georg Gottlob Richter erbot sich, selbst kinderlos, den Nefen zu sich zu nehmen und ihm das Medizinstudium zu ermöglichen. So nahm der künftige große Chirurg 1760 mitten im siebenjährigen Krieg das Medizinstudium in Göttingen auf. Die französische Armee, die in den Jahren 1760 bis 1762 die Stadt besetzt hatte, unterhielt hier ein Lazarett. Es wurde für August Gottlieb Richter, der sich nach den Worten seines Schülers und Freundes

Johann Friedrich Blumenbach schon frühzeitig von der Chirurgie angezogen fühlte, fast zu einem zweiten Zuhause. Hier lernte er die Methoden der damals führenden französischen Kriegschirurgie kennen und erlangte durch vielfache Übung jene Geschicklichkeit, die die Voraussetzung für seine allgemein gerühmte „leichte Hand“ beim Operieren darstellte.

Nachdem er sein Studium abgeschlossen und promoviert hatte, statete ihn der Onkel mit den notwendigen Mitteln für eine Studienreise aus, die ihn zunächst über Straßburg nach Paris führte. Er lernte hier die Schule J. L. Petits kennen und kam mit dem Gynäkologen A. Levret in persönlichen Kontakt. Levret, den Richter noch in seinen späten Werken zitierte, hatte als Geburtshelfer zu dieser Zeit einen außerordentlichen Ruf. Er wurde deshalb vom „Hof“ gebeten, der aus Sachsen stammenden 1731 in Dresden geborenen Kronprinzessin und Mutter dreier französischer Könige, Maria Josepha, bei all ihren Entbindungen beizustehen.

Von Paris aus wandte sich Richter nach London, wo er von der Operationskunst P. Potts besonders profitierte, was ihn nicht hinderte, dessen Tendenz zu fast routinemäßiger Trepanation bei Schädelfrakturen in seinen Werken, einer grundlegenden Kritik zu unterziehen und eindeutige, sehr enge Grenzen für ihre Anwendung festzulegen.



August Gottlieb Richter © Universität Göttingen, S. Naxer

Im holländischen Leiden, der Wirkungsstätte des großen Anatomen Albinus, welches der junge Studienreisende danach aufsuchte, lernte er C. C. Siebold kennen. Seither schätzten beide einander. Richter nannte ihn später „seinen ältesten und wertesten Freund“ und Siebold schickte seine Söhne zum Studium nach Göttingen. Nachdem Richter nach Göttingen zurückgekehrt war, wurde er mit 24 Jahren zum außerordentlichen Professor ernannt. Der schnelle Aufstieg des „braven jungen Mannes“ wurde sicher durch des Onkels Einfluss begünstigt, aber auch von seinem Landsmann, dem aus Chemnitz stammenden namhaften Philologen und Universitäts-Bibliothekar Christian Gottlob Heyne gefördert, was sich aus dessen Briefwechsel mit Albrecht von Haller unschwer erkennen lässt.

In seiner Antrittsvorlesung widmete Richter sich dem Katarakt, dessen „Ausziehung nach Daviel“ er gegenüber dem bisher üblichen Starstich den Vorzug gab. Er verband sie mit einem Plädoyer für die Annäherung von Chirurgie und Medizin. Sein

öffentliches Bekenntnis, sowohl für die Hebung des Ansehens der Chirurgie, als auch für die neue Operationsmethode erforderte großen Mut. War doch Matthias Mederer, ein verdienstvoller Chirurg, wenige Jahre danach in Freiburg noch tätlich angegriffen worden, als er die Gleichstellung von Medizin und Chirurgie forderte.

Aber auch die Methode der Ausziehung des grauen Stars war umstritten, zumal sie technisch schwieriger auszuführen war, als der bisher geübte Starstich. Richter selbst modifizierte das Verfahren und legte seine Erfahrungen in der „Abhandlung von der Ausziehung des grauen Staars“ nieder, die er „seinem verehrungswürdigen Vater“ zueignete. Darin schlug er den kritischen und selbstkritischen Ton an, der für ihn typisch bleiben sollte. So heißt es in der Vorrede, bezogen auf seine eigene schon veröffentlichte lateinische Schrift über das gleiche Thema: „Man lernt täglich mehr, und erfährt, daß man sich oft da irrt, wo man am sichersten zu seyn glaubt“. Das hinderte ihn jedoch nicht, auch in zweifelhaften Fällen die Operation auszuführen, wenn er von der Möglichkeit des Erfolgs überzeugt war. Er forderte aber, was zu dieser Zeit durchaus nicht üblich war, die Aufklärung der Patienten über die Risiken eines solchen Eingriffs. Auch dazu gehörte Mut, denn die Staroperation war damals „noch gänzlich aus der Chirurgie verbannen“ und die Marktschreier und umherziehenden Augenärzte versprachen in jedem Falle den glücklichen Ausgang. Augenmaß sowie kritischer und selbstkritischer Umgang mit den Möglichkeiten und Gefahren der Chirurgie blieben auch weiterhin eines seiner Hauptanliegen. Notwendige Operationen, so meinte er, seien „mit gehöriger Entschlossenheit“ zu verrichten. Für ebenso dienstlich hielt er es jedoch, Operationen zu vermeiden, wenn Heilung ohne sie möglich sei. Diese Grundüberzeugung leitete ihn auch bei der Abfassung der zweiteiligen „Abhandlung von den Brüchen“, die in den Jahren 1777 und 1779 erschien.

Darin fasste er das Wissen seiner Epoche „ohne allen gelehrten Putz“ in übersichtlicher und didaktisch geschickter Weise „ganz allein für praktische Wundärzte“ zusammen. Dass man in Göttingen seine „Aufsätze“ nach Heynes Anmerkung „überaus nüchtern“ fand, beeinträchtigte ihren Erfolg offensichtlich nicht. Denn dieses Werk begründete seinen europäischen Ruhm. Es wurde in mehrere europäische Sprachen übersetzt und von P. J. Desault, den Richter für den „ersten europäischen Chirurgen“ hielt, aber auch vom Briten B. Bell in ihren Vorlesungen zur Lektüre empfohlen. Der große Chirurg J. F. Dieffenbach sah darin „seine edelste Leistung“ und fand in dieser Arbeit noch 50 Jahre später einen „Schatz von Erfahrungen“.

Er selbst äußerte sich weit bescheidener, indem er angab, dass seine Schrift wenig Eigenes enthalte und er seine Kräfte habe erst prüfen wollen, bevor er es wagen durfte, ein Lehrbuch zu schreiben, das er nach 22-jähriger wahrhaft titanenhafter Mühe in Form der siebenbändigen „Anfangsgründe der Wundarzneykunst“ zwischen 1782 und 1804 tatsächlich vorgelegt hat.

Dabei hatte er allen Grund zum Stolz. Denn im Jahre 1771 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und heiratete Elisabeth Henriette, geborene Hoop, die ihm drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, schenkte. Gleichzeitig begann er, die „Chirurgische Bibliothek“ herauszugeben, ein Periodikum, das bis 1796 viermal im Jahre erschien und ein breites Lesepublikum unter den Chirurgen fand. Denn die Referate, die wie aus einem Guss wirkten und bis auf wenige Ausnahmen von ihm selbst in prägnantem Deutsch geschrieben wurden, verstanden die Wundärzte. Dadurch halfen sie, deren theoretisches Niveau auf den europäischen Stand anzuheben. Durch eigene kurze und wertende Kommentare begründete Richter eine „Kultur der Kritik“, weshalb er, dessen glänzender Stil selbst bei seinen Gegnern unbestritten war, häufig der „Lessing der Chirurgie“ ge-

nannt wurde. Eben so scharf und geistreich wie bei dem Dichter fielen gelegentlich seine Urteile über die rezensierten Bücher aus. So nannte er einen der Autoren einen „schwatzhaften und unordentlichen Schriftsteller“, und einem anderen bescheinigte er „viel leeres, gelehrtes, theoretisches Geschwätz“. Dort, wo er Qualität fand, lobte er sie jedoch neidlos, weshalb er trotz seiner Kritik als „liebenswürdiger Obersachse“ geschätzt wurde.

Seine gewaltige literarische Arbeit und Leistung kann man erst ermessen, wenn man bedenkt, dass die 10.000 Seiten umfassenden Referate der „Chirurgischen Bibliothek“ den Extrakt aus häufig dicken, schwer lesbaren Wälzern darstellten. Das hinderte ihn jedoch nicht, weiter zu operieren und in zunehmendem Maße auch internistische Patienten zu behandeln, zu denen auch Georg Christoph Lichtenberg, der berühmte Physiker und Essayist, zählte. Daneben wünschten „Standespersonen“ in weit entfernten Orten seinen Rat, zu denen August Wenceslaus von Sachsen, der letzte Kurfürst und Erzbischof von Trier und jüngste 1739 im Jagdschloss Hubertusburg geborene Sohn des Kurfürsten Friedrich August des II. (August der III. als polnischer König) gehörte. Aus einem Brief Georg Forsters wissen wir, dass Richter von ihm, seinem sächsischen Landsmann, mit Begeisterung sprach. Freilich fehlte ihm lange ein Hospital. Diesem Missstand konnte er trotz seines Einflusses und seiner hohen Ämter und Titel, er war mehrfach Dekan und Prorektor und wurde zum Hofrat ernannt, erst im Jahre 1781 mit Hilfe der Freimaurer abhelfen. Nun stand ihm ein akademisches Hospital mit 15 Betten zur Verfügung, von denen mehrere erstmalig in Deutschland für Augenpatienten vorgehalten wurden. Die geringe Größe der Einrichtung hielt er für einen Vorteil, denn, so schrieb er: „Es kommt nicht darauf an Kranke zu sehen, sondern zu beobachten“. Danach bekräftigte er seine Aussage in schöner bildkräftiger Sprache: „Nicht essen allein, sondern verdauen stärkt“.

Die Ergebnisse seiner Beobachtungen fasste er im ersten und zweiten Teil der „Medizinischen und chirurgischen Bemerkungen...“ zusammen. Den ersten Band widmete Richter der „Königlichen Gesellschaft der Ärzte zu Edinburgh“, in die er 1793 aufgenommen worden war. Darin finden sich Krankengeschichten von vorbildlicher Prägnanz und Kürze, in denen er auch über eigene folgenschwere „eben nicht zur Ehre“ gereichende Irrtümer berichtete, weil sie „anderen zur Warnung dienen können“.

Die kritische Reflektion fremder und eigener Fehler war für ihn ein zentrales Anliegen, denn, so schrieb er: „Der Arzt, der weiß, daß er sich irren kann, ist vorsichtig und irrt sich folglich seltener. Derjenige, der glaubt, daß er sich nicht irren kann, ist dreist, unvorsichtig, und irrt sich oft und leicht, und tuth großen Schaden“.

Diese Grundsätze vermittelte er Schülern, die später bekannte Ärzte wurden, wie seinem Schwiegersohn, dem in Jena und Halle/S. wirkenden Anatomen und Chirurgen J. C. Loder, dem Augenarzt K. Himly, und dem in Halle/Saale wirkenden Mediziner P. D. Krukenberg.

Dass ein solcher Mann die am Ende des Jahrhunderts vom Schotten Brown ausgelöste „Systemsucht“ ablehnen musste, verwundert nicht, denn Brown sah in der Krankheit nur die Folge zu schwacher oder zu starker Reize.

Aber er mochte sich auf seine „alten Tage“ mit den Ärzten, die nur mit der „Brille ihrer Theorie auf der Nase“ das Wissen kritisch reflektierter Erfahrung abtaten, nicht in eine literarische Auseinandersetzung einlassen. Das überließ er seinen Schülern J. Stieglitz und C. W. Hufeland, der ihn noch in seinen Erinnerungen, als „trefflichen Richter“ bezeichnete, dem er „die vorwaltende praktische Richtung in der Wissenschaft“, der er sein Leben lang treu geblieben sei, zu verdanken habe.

So wurden seine internistischen Schriften, wie der zweite Teil der „Medizinischen und chirurgischen Bemerkungen...“ sowie die „Spe-

cielle Therapie“ erst von seinem Sohn, Georg August, postum veröffentlicht. Dem letztgenannten Werk liegen Richters Vorlesungspapiere zugrunde, die vom Sohn allerdings modifiziert wurden.

Nur das siebenbändige Alterswerk „Anfangsgünde der Wundarzneikunst“, in dem er die Augenkrankheiten und die Eingeweidebrüche besonders ausführlich behandelte, vollendete er noch und veröffentlichte den letzten Band im Jahre 1804.

Zwischenzeitlich, nämlich im Jahre 1801, hatte er Bad Pyrmont besucht, wo ihn Goethe „in Begleitung des augenkranken Fürsten Sanguszko“, eines prominenten Patienten aus Polen, angetroffen hatte, dessen Familie sich intensiv um die Rettung der polnischen Nation bemühte, an deren Spitze sie einen sächsischen Monarchen zu stellen wünschte.

Richter, der an einer Gicht litt und am 23. Juli 1812 annehmbar an ihren Folgen starb, gerade als die „große Armee“ auf Moskau marschierte, musste nicht mehr erleben, dass sein Heimatland Sachsen die Hälfte seines Gebietes mit Zörbig, seiner Geburtsstadt, verlor und Polen ein ganzes Jahrhundert von der Landkarte verschwand. Denn Polen war ein wohlfeiles Opfer für die Besitzgier der Sieger, und Sachsen hatte man die Rolle des Sündenbocks für den allgemeinen Verrat der deutschen Fürsten zugeordnet.

Der Ruhm des großen Mediziners ist inzwischen verblasst und sein theoretisches Wissen ist überholt, nicht aber seine bewunderungswürdige ärztliche Haltung, seine Arbeitsweise, die sich auf Beobachtung und kritisch reflektierte Erfahrung stützte sowie seine skeptische Bescheidenheit, die er in die Worte fasste: „Wir glauben von uns jetzt, daß wir sehr klug sind; aber sicher werden sich unsre Nachkommen wundern, daß wir so viel tolles Zeug geglaubt haben“.